

Der Stein und das Glück

Der Stein und das Glück

Über Camus, das Absurde
und die Kunst, dennoch zu leben

Nach einem Vortrag
über Albert Camus und den Mythos des Sisyphos

Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2018

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas
Gloggnitz · 2018

*Mitten im Winter erfuhr ich endlich, dass in mir ein unbesiegbarer
Sommer wohnt.*

— Albert Camus,
Der Sommer, „Rückkehr nach Tipasa“ (1952)

KAPITEL 1

Die Frage nach dem Warum

Vielleicht ist man schon einmal aufgewacht und hat sich gefragt: Warum tue ich das alles? Warum arbeite ich, plane ich, löse Probleme und jage dem nächsten Ziel nach, wenn eines Tages ohnehin alles endet? Diese Frage meldet sich manchmal an einem stillen Morgen. Sie kann aber ebenso mitten in einem scheinbar erfolgreichen Leben auftauchen, wenn äußerlich alles funktioniert und sich innerlich dennoch eine Leere öffnet.

Albert Camus weicht dieser Frage nicht aus. Er betrachtet sie nicht als Zeichen persönlicher Schwäche, sondern als eine der ehrlichsten Fragen, die ein Mensch stellen kann. Seine Antwort ist weder bequem noch düster. Sie verlangt, das Leben ohne Beschönigung anzusehen – und gerade darin entdeckt er eine überraschende Form von Freiheit.

KAPITEL 2

Der Stein des Sisyphos

Man stelle sich einen Mann vor, der dazu verurteilt ist, einen gewaltigen Stein einen Berg hinaufzurollen. Kurz vor dem Gipfel entgleitet ihm der Fels, stürzt ins Tal zurück, und die Arbeit beginnt von vorn. Nicht einmal, sondern immer wieder. Dieser Mann ist Sisyphos, eine Gestalt aus der griechischen Mythologie. Seine Strafe scheint vollkommen sinnlos zu sein: enorme Anstrengung ohne bleibendes Ergebnis.

Camus erkennt in diesem Bild jedoch nicht nur eine antike Strafe. Er erkennt einen Spiegel des menschlichen Alltags. Wir stehen auf, erfüllen Pflichten, lösen Aufgaben, schlafen und beginnen am nächsten Morgen erneut. Wir erreichen etwas, freuen uns kurz darüber und wenden uns schon dem nächsten Ziel zu. Die Wohnung wird wieder schmutzig, die Arbeit häuft sich erneut, ein gelöstes Problem macht Platz für ein anderes. Selbst große Erfolge können das Gefühl nicht endgültig beseitigen, dass alles wieder von vorn beginnt. Warum also sollten wir uns als glücklich vorstellen – wie kann ein Mensch Freude finden, wenn seine Mühe zu keinem endgültigen Ziel führt?

KAPITEL 3

Das Absurde

Um diese seltsame Behauptung zu verstehen, muss man zunächst begreifen, was Camus mit dem Absurden meint. Das Absurde ist für ihn nicht einfach die Behauptung, das Leben sei wertlos. Es entsteht in einer Begegnung. Auf der einen Seite steht der Mensch mit seinem Verlangen nach Klarheit, nach Ordnung und Bedeutung. Wir möchten wissen, warum wir hier sind, was unser Leben zusammenhält und ob unser Leiden einen größeren Sinn besitzt. Auf der anderen Seite steht eine Welt, die auf diese Fragen keine eindeutige Antwort gibt. Die Sterne erklären uns nichts. Die Natur folgt ihren Gesetzen, ohne unsere Hoffnungen zu bestätigen. Das Leben verspricht keine abschließende Auflösung.

Das Absurde liegt also weder nur im Menschen noch nur in der Welt. Es entsteht im Zusammenstoß zwischen unserer Forderung nach Sinn und dem Schweigen, das uns begegnet. Solange wir nicht fragen, gibt es diesen Konflikt nicht. Sobald wir aber eine endgültige Antwort verlangen, spüren wir die Spannung. Manchmal zeigt sie sich in einem unscheinbaren Augenblick: Man sitzt im Zug, sieht fremde Häuser vorbeiziehen und fragt sich plötzlich, weshalb man seit Jahren denselben Weg nimmt. Oder man erreicht ein Ziel, das lange wichtig war, und bemerkt, dass die erwartete Erfüllung nur wenige Tage anhält. Das Leben geht weiter, als wäre nichts Besonderes geschehen. Genau dort kann das Gefühl des Absurden aufbrechen.

Camus hielt diese Erfahrung nicht für einen Fehler, den man mit genügend Optimismus beseitigen könnte. Sie gehört zur menschlichen Lage. Wir sind Wesen, die nach einem Zusammenhang suchen, aber in einer Welt leben, die uns keinen unbestreitbaren Gesamtplan aushändigt. Das kann beunruhigen. Doch Camus fragt nicht nur, ob das Leben absurd ist. Seine entscheidende Frage lautet: Wie sollen wir darauf antworten?

KAPITEL 4

Die Versuchung, aufzuhören

In seinem Essay beginnt Camus bewusst mit der Frage, ob ein solches Leben überhaupt gelebt werden sollte. Er verherrlicht den Tod nirgends – im Gegenteil, er verwirft die Selbsttötung als Lösung, weil sie den Konflikt nicht beantwortet, sondern den Menschen beseitigt, der ihn erlebt.

Es gibt nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem: den Selbstmord.

— Albert Camus, *Der Mythos des Sisyphos* (1942)

Wer sich in einer akuten persönlichen Krise befindet, braucht deshalb keine philosophische Prüfung, sondern unmittelbare menschliche und professionelle Unterstützung. Camus' Überlegung zielt auf etwas anderes: Wie können wir leben, ohne uns über die Unsicherheit unserer Lage zu täuschen? Auch geistige Fluchtwege betrachtet er kritisch. Er nennt es einen philosophischen Sprung, wenn ein Denken zunächst die Absurdität erkennt und sie anschließend durch eine Gewissheit auflöst, die es selbst nicht begründen kann. Seine Kritik richtet sich dabei nicht pauschal gegen jeden gläubigen Menschen. Sie richtet sich gegen eine Antwort, die nur deshalb angenommen wird, weil die offene Frage unerträglich erscheint. Camus sucht nach einer Haltung, die auch dann trägt, wenn die Welt schweigt.

KAPITEL 5

Die Auflehnung

Seine erste Antwort lautet: Auflehnung. Damit ist nicht zuerst ein politischer Aufstand gemeint, sondern eine innere Haltung. Auflehnung bedeutet, die eigene Einsamkeit weder zu leugnen noch sich von ihr niederdrücken zu lassen. Der Mensch sagt: Ich sehe, dass es keine garantierte Auflösung gibt. Ich erfinde mir keine Sicherheit, aber ich bin noch hier. Und ich werde leben.

Diese Haltung hält eine schwierige Spannung aus. Sie verlangt nach Bedeutung, ohne so zu tun, als hätte sie eine endgültige gefunden. Sie erkennt die Grenzen des Wissens, ohne in Gleichgültigkeit zu versinken. Das ist keine einmalige Entscheidung. Es ist ein tägliches Nein gegen Resignation und ein tägliches Ja zum eigenen Dasein. Gerade daraus entsteht Freiheit.

KAPITEL 6

Die Freiheit, die beunruhigt

Wenn kein kosmischer Plan festlegt, welchem Beruf man folgen, welche Rolle man erfüllen und welchen Erfolg man vorweisen muss, verlieren viele scheinbar absolute Forderungen ihre Macht. Vielleicht hat mancher jahrelang versucht, Erwartungen zu erfüllen, die nie wirklich die eigenen waren. Vielleicht hat er Ziele verfolgt, weil man ihm sagte, ein gelungenes Leben müsse genau so aussehen. Camus erinnert daran, dass wir nicht außerhalb aller Bedingungen frei sind. Der Körper, die Vergangenheit, wirtschaftliche Umstände und die Bedürfnisse anderer Menschen setzen reale Grenzen. Freiheit bedeutet nicht, Folgen zu ignorieren. Sie bedeutet, innerhalb der gegebenen Wirklichkeit bewusst Stellung zu beziehen. Man kann nicht alles wählen, aber man kann prüfen, wofür man seine begrenzte Zeit einsetzt und mit welcher Haltung man das Unvermeidliche trägt.

Diese Freiheit ist nicht nur angenehm. Sie ist auch beängstigend. Solange ein fremder Plan bestimmt, was richtig ist, kann man ihm folgen und die eigene Verantwortung abgeben. Legt jedoch kein solcher Plan zweifelsfrei vor, muss man selbst entscheiden. Dann gehört einem nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Verantwortung für die eigene Wahl.

KAPITEL 7

Die Leidenschaft der Gegenwart

Die zweite Antwort von Camus ist Leidenschaft. Gemeint ist kein rastloser Genuss und kein verantwortungsloses Leben ohne Maß. Leidenschaft bedeutet, das wirkliche Leben nicht ständig zugunsten eines erhofften späteren Lebens aufzuschieben. Sie bedeutet, anwesend zu sein: wahrzunehmen, zu fühlen, zu lieben, zu lernen, zu handeln und zu erschaffen.

Wie häufig ist man körperlich an einem Ort und mit den Gedanken ganz woanders? Man führt ein Gespräch und plant schon den nächsten Termin. Man geht durch einen schönen Abend und betrachtet ihn durch die Kamera des eigenen Telefons. Man isst, ohne zu schmecken. Man ruht sich aus und fühlt sich dabei schuldig, weil man noch produktiver sein könnte. So kann ein Leben vergehen, während man auf seinen eigentlichen Beginn wartet. Viele Hoffnungen sind in Wahrheit Vertagungen: Ich werde leben, wenn ich die Ausbildung beendet habe. Wenn ich mehr verdiene. Wenn die Kinder selbständig sind, wenn ich in Rente bin, wenn die schwierige Phase vorbei ist.

Natürlich brauchen Menschen Pläne. Camus fordert nicht, das Morgen zu vergessen. Er warnt vielmehr davor, das Heute nur als Durchgangsraum zu behandeln. An die Stelle einer tröstenden Hoffnung setzt er keine Verzweiflung, sondern Gegenwart. Ein Sonnenuntergang braucht keinen höheren Nutzen, um gesehen zu werden. Ein gutes Gespräch muss nicht ewig dauern, um wertvoll zu sein. Ein Musikstück verliert seine Schönheit nicht dadurch, dass es endet – gerade seine Begrenzung macht das aufmerksame Erleben möglich.

KAPITEL 8

Die Arbeit und die Wiederholung

Kehren wir zu Sisyphos zurück. Er wartet nicht darauf, dass der Stein eines Tages auf dem Gipfel liegenbleibt. Er weiß, dass dies nicht geschehen wird. Er erwartet auch keine spätere Belohnung, die seine Qual rückwirkend rechtfertigt. Seine Lage ist ihm vollkommen bewusst. Und dennoch geht er erneut zum Stein. Die Götter können ihm die Aufgabe aufzwingen, aber sie können nicht vollständig bestimmen, wie er sich zu ihr verhält. Die Anstrengung ist seine Anstrengung, der Weg ist sein Weg. In dem Augenblick, in dem er seine Lage klar erkennt und trotzdem handelt, verwandelt sich der Verurteilte in einen Menschen, der innerlich nicht besiegt ist.

Was bedeutet das für einen gewöhnlichen Montagmorgen? Nehmen wir keinen erfundenen Helden, sondern eine Situation, die viele Menschen kennen. Jemand arbeitet seit Jahren in einer Verwaltung, prüft täglich Anträge, überträgt Zahlen, beantwortet dieselben Fragen. Die Arbeit ist notwendig, fühlt sich aber nicht wie eine Berufung an. Der Mensch wartet auf den Feierabend, auf das Wochenende, auf den Urlaub und schließlich auf die Rente. Acht Stunden täglich gelten ihm nicht als Leben, sondern als Preis, den er für einige freie Stunden bezahlt.

Camus würde nicht behaupten, monotone Arbeit werde durch einen Gedanken plötzlich wunderbar. Er würde auch ungerechte Arbeitsbedingungen nicht schönreden. Doch selbst innerhalb einer notwendigen Tätigkeit bleibt ein kleiner Raum für Auflehnung. Man kann aufhören, von dieser Arbeit eine große Erlösung zu erwarten. Man kann sie als das erkennen, was sie ist, und dennoch entscheiden, wie aufmerksam, menschlich und bewusst man ihr diese Stunden schenkt. Vielleicht erledigt man eine Aufgabe sorgfältig, nicht aus blinder Unterordnung, sondern weil man sich selbst nicht nachlässig behandeln will. Vielleicht hört man einen Kollegen wirklich zu. Vielleicht nimmt man die fünf Minuten mit einer Tasse Kaffee wahr, anstatt sie mit innerer Beschwerde zu verbringen. Vielleicht beginnt man parallel etwas Neues – nicht, weil es garantiert zum Erfolg führt, sondern weil der Versuch das eigene Leben erweitert. Die äußere Wiederholung bleibt, doch Wiederholung muss nicht

immer Gefängnis sein. Sie kann Rhythmus werden. Der Unterschied liegt nicht in einer romantischen Verklärung, sondern in der Rückkehr der eigenen Aufmerksamkeit. Wer nicht mehr darauf wartet, dass das Leben nach der Pflicht beginnt, gewinnt wenigstens einen Teil der verlorenen Gegenwart zurück.

KAPITEL 9

Kein Nihilismus

Hier liegt eine wichtige Grenze. Camus ist kein einfacher Nihilist. Nihilismus wird häufig mit dem Satz zusammengefasst: Nichts hat einen Wert, also ist alles gleichgültig. Die Antwort des Absurden lautet anders. Kein endgültiger Sinn wird von außen garantiert. Deshalb muss man umso bewusster entscheiden, wie man lebt. Ist dieses Leben begrenzt, werden Augenblicke nicht wertlos, sondern kostbar. Handlungen haben Folgen für wirkliche Menschen. Schmerz bleibt Schmerz, auch wenn er sich nicht in einen kosmischen Plan einordnen lässt. Der Mangel an einer letzten Rechtfertigung entbindet uns nicht von Verantwortung – er macht unsere konkrete Verantwortung nur sichtbarer.

KAPITEL 10

Die Solidarität der Verwundbaren

Später rückte Camus den Gedanken der Solidarität stärker in den Mittelpunkt. Wer erkennt, dass alle Menschen mit Verletzlichkeit, Endlichkeit und Unsicherheit leben, entdeckt eine gemeinsame Lage. Jeder trägt einen Stein, den Außenstehende vielleicht nicht sehen. Jeder versucht, mit Verlust, Hoffnung und der eigenen Begrenztheit umzugehen. Diese Einsicht kann Mitgefühl hervorbringen. Man braucht nicht in allen Fragen mit einem anderen Menschen übereinzustimmen, um sein Leiden ernst zu nehmen. Man hilft nicht, weil einem eine Belohnung garantiert wird, sondern weil der andere ebenso wirklich ist. Auflehnung bleibt dann nicht privat.

Ich empöre mich, also sind wir.

— Albert Camus, *Der Mensch in der Revolte* (1951)

Sie wird zum Widerstand gegen Erledigung, Lüge und vermeidbares Leid. Auch Denken ist deshalb weniger einsam, als es zunächst klingt. Es beginnt beim einzelnen Bewusstsein, führt aber zur gemeinsamen Welt. Wenn niemand eine letzte Antwort besitzt, verliert der Zwang an Sinn, alle anderen zu bekehren. Begegnung wird möglich, ohne vollständige Übereinstimmung zu verlangen. Wir teilen keine Gewissheit, aber wir teilen Verletzlichkeit und die Aufgabe, mit unserer Zeit umzugehen.

Auch in der Politik und im gesellschaftlichen Leben bedeutet das etwas: Man setzt sich nicht nur für Gerechtigkeit ein, weil ein Sieg garantiert wäre. Man handelt, weil Erniedrigung jetzt stattfindet und weil die eigene Haltung jetzt zählt. Ein Ergebnis kann scheitern, ohne dass der Einsatz sinnlos gewesen sein muss. Die Auflehnung misst sich nicht allein am endgültigen Triumph, sondern auch daran, ob ein Mensch sich geweigert hat, Unrecht als normal hinzunehmen.

KAPITEL 11

Die Kunst, die dem Stummen eine Form gibt

Auch die Kunst erhält in diesem Denken einen besonderen Platz. Ein Gemälde beendet keinen Krieg, ein Gedicht macht einen Verlust nicht ungeschehen, eine Melodie beantwortet nicht, warum wir sterblich sind. Und doch kann Kunst die Welt vermehren. Sie gibt einer Erfahrung Form, die sonst stumm geblieben wäre. Sie lässt uns sehen, was wir übersehen haben, und fühlen, wofür uns die Worte fehlten.

Man muss kein professioneller Künstler sein, um diese schöpferische Haltung zu kennen. Einen Garten gestalten, einen Gegenstand reparieren, eine Geschichte aufschreiben, kochen, fotografieren oder einem Kind etwas beibringen – jede bewusste Gestaltung sagt auf ihre Weise, dass man anwesend ist. Sie fügt der gegebenen Welt etwas Menschliches hinzu, ohne damit zu behaupten, ihr letztes Geheimnis gelöst zu haben.

KAPITEL 12

Fünf Schritte in ein waches Leben

Wie lässt sich diese Philosophie praktisch erproben?

Der erste Schritt besteht darin, das Leben nicht vollständig aufzuschieben. Man warte nicht auf den vollkommenen Zeitpunkt, denn dieser Zeitpunkt kommt selten. Ist ein Gespräch notwendig, bereitet man es vor und führt es. Möchte man seit Jahren etwas lernen, beginnt man klein. Nicht jeder Wunsch muss sofort erfüllt werden, doch er sollte auch nicht endlos in eine Zukunft verschwinden, die immer einen Schritt weiterzieht.

Der zweite Schritt ist die Unterscheidung zwischen Pflicht und übernommener Erwartung. Manche Pflichten sind real: Man muss für Menschen sorgen, Vereinbarungen einhalten und die Folgen der eigenen Entscheidungen tragen. Andere Zwänge leben nur deshalb weiter, weil man sie nie geprüft hat. Will man dieses Ziel wirklich? Ist diese Beziehung noch von Wahrhaftigkeit getragen? Passt die Vorstellung von Erfolg, die einen antreibt, überhaupt zum eigenen Leben? Schon das aufrichtige Fragen ist eine Form der Auflehnung.

Der dritte Schritt ist Aufmerksamkeit. Isst man, nehme man den Geschmack wahr. Spricht jemand mit einem, höre man zu, ohne bereits die eigene Antwort zu bauen. Geht man einen Weg, sehe man, wo man tatsächlich ist. Das klingt einfach. Es ist anspruchsvoll, denn der Geist springt ständig zwischen Erinnerung und Erwartung. Gegenwart muss immer wieder zurückgewonnen werden.

Der vierte Schritt ist die Annahme der Endlichkeit. Sie soll das Leben nicht verdunkeln, sondern ihm Kontur geben. Wäre die Zeit unbegrenzt, könnte alles beliebig verschoben werden. Weil sie begrenzt ist, hat Aufmerksamkeit Gewicht. Viele kleine Kränkungen verlieren an Macht, wenn man fragt, ob man dafür wirklich einen Teil seiner unwiederbringlichen Zeit opfern will.

Der fünfte Schritt besteht darin, eigene Werte nicht nur zu benennen, sondern zu leben. Vielleicht sind einem Wahrhaftigkeit, Güte, Erkenntnis, Schönheit, Mut oder Verlässlichkeit wichtig. Ein Wert wird jedoch erst sichtbar, wenn er Entschei-

dungen verändert. Es genügt nicht, Freiheit zu bewundern und jede Verantwortung zu meiden. Die Freiheit des Absurden ist keine Ausrede. Sie ist eine Verpflichtung zur bewussten Wahl.

KAPITEL 13

Der Vergleich, der lügt

Auch der Vergleich mit anderen verliert in dieser Perspektive an Kraft. In sozialen Medien erscheint das Leben der anderen oft geschlossen, erfolgreich und voller Höhepunkte. Das eigene Leben wirkt daneben wie eine Reihe gewöhnlicher Tage. Doch man vergleicht das eigene ungefilterte Erleben mit einer sorgfältig ausgewählten Oberfläche. Vor allem aber gibt es keinen einheitlichen Maßstab, der beweist, dass ein fremder Weg der richtige ist. Existiert kein verbindliches Drehbuch, muss man das eigene Leben nicht nach der Rolle eines anderen beurteilen. Die Aufgabe besteht nicht darin, den Gipfel eines anderen zu erreichen. Man muss erkennen, welchen Stein man tatsächlich trägt und welche Art des Aufstiegs man verantworten kann.

Auch das Scheitern verändert seine Bedeutung. Unsere Kultur behandelt Fehler oft wie endgültige Urteile über den Wert eines Menschen. Doch wenn kein Erfolg ewig bleibt, muss auch eine Niederlage nicht ewig definieren, wer man ist. Man darf versuchen, sich irren, neu beginnen und die eigene Meinung ändern. Die Endlichkeit nimmt dem Handeln nicht seinen Wert. Sie nimmt ihm nur den Anspruch auf Vollkommenheit. Das gilt ebenso für Beziehungen. Kein anderer Mensch kann die Aufgabe übernehmen, dem eigenen Dasein Sinn zu geben – eine solche Erwartung überfordert jede Nähe. Begegnet man einem Menschen nicht als Lösung der eigenen Leere, kann man ihn wirklicher sehen. Man liebt ihn dann nicht, weil ein Schicksal ewige Sicherheit verspricht, sondern weil man sich für Aufmerksamkeit, Sorge und ein gemeinsames Leben entscheidet. Auch eine endliche Beziehung kann wahr gewesen sein. Ihr Ende löscht nicht, was in ihr lebendig war. Das bedeutet nicht, Verlust kleinzureden – Schmerz bleibt real. Aber nicht alles Wertvolle muss unvergänglich sein.

KAPITEL 14

Der Abstieg

Sisyphos rollt seinen Stein. Er verfehlt sein Ziel, steigt hinab und beginnt erneut. Während dieses Abstiegs gibt es einen Moment des Bewusstseins. Sisyphos sieht seine Lage ohne Illusion. Gerade dort gehört sein Schicksal ihm. Er kann den Rückweg nicht vermeiden, aber er geht ihn wissend.

Auch unser Leben kennt solche Abstiege. Ein Projekt ist gescheitert, eine Hoffnung hat sich nicht erfüllt, eine vertraute Ordnung ist zerbrochen. Bevor wir neu beginnen, entsteht ein Zwischenraum. In ihm können wir uns betäuben und selbst verurteilen – oder die Wirklichkeit anerkennen. Anerkennung heißt nicht Zustimmung. Sie heißt: Das ist geschehen. Nun entscheide ich, wie ich den nächsten Schritt gehe. Vielleicht liegt unsere Freiheit selten in den großen, dramatischen Entscheidungen. Vielleicht liegt sie häufiger in diesem stillen Zwischenraum, nach dem Verlust, vor dem Neubeginn.

Camus bietet uns nicht die Strafe schöngeredet an. Er bietet uns den Menschen zu sehen, der selbst dort noch Bewusstsein besitzt. Die Welt kann ihm das Ergebnis verweigern. Sie kann ihm aber nicht vollständig nehmen, wie er seinen nächsten Schritt lebt. Vielleicht besteht ein würdiges Leben nicht darin, die eine Antwort zu finden, nach der nie wieder eine Frage auftaucht. Vielleicht besteht es darin, offen zu bleiben, klar zu sehen und dennoch zu handeln – nicht, weil der Sieg sicher ist, nicht, weil alles für immer bleibt, sondern weil dieses begrenzte Leben, hier und jetzt, unsere einzige wirkliche Möglichkeit ist, zu lieben, zu schaffen und menschlich zu sein.

Der Kampf gegen die Gipfel selbst vermag ein Menschenherz auszufüllen. Man muss sich Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.

— Albert Camus, *Der Mythos des Sisyphos* (1942)